

(Nachdruck verboten.)

51]

## Esther Waters.

Roman von George Moore.

Charles zog sich zurück.

„Ich fürchte,“ sagte William etwas leiser zu Esther, „daß es mit dem alten Kerl nicht gut geht. Er ist schon seit längerer Zeit ohne Stelle und wird schwerlich wieder eine finden. Wenn man alt ist, engagieren sie einen nicht leicht. Für uns beide ist's gut, daß wir raus sind aus der Geschichte.“

Mr. Randal saß an der Wand und rauchte seine kurze Schnopfe. Er trug einen felsam geschnittenen, passabel anständig aussehenden Gehrock. Der Rand seines runden Gutes war fettig und das Dach desselben mit Staub und Flecken bedeckt. Er trug ferner ein sauberes, aber ungestärktes Hemd und um seinen dünnen Hals eine lange schwarzseidene Krawatte. Er repräsentierte bis in die kleinste Einzelheit die Kategorie, zu der er gehörte: die Kategorie der alten stillosen Diener, die schwerlich noch eine neue Stelle finden werden.

„Ich habe einen verfluchten Tag in Newmarket gehabt,“ sagte William zu ihm. „Es war rein wie verhext; einer wie der andre von den Favoriten gewann.“

„Ich weiß, daß die Favoriten gewonnen haben; aber ich weiß auch noch etwas Neues; ich habe von einem famosen Outsider für den Jeger gehört; bekam eben erst den Brief; darum gerade bin ich hergekommen, um es Ihnen zu erzählen.“

„Schönen Dank, alter Freund; aber ich darf solche Geschichten nicht anhören. Wir Bookmakers dürfen keine solchen Informationen erhalten; gleichviel, ob sie korrekt sind oder nicht. Aber immerhin schönen Dank. Was wollen Sie heut trinken?“

„Ich habe noch nicht ganz ausgetrunken.“

Er leerte rasch sein Glas.

„Das selbe noch mal?“ fragte William.

„Ja, bitte.“

William schenkte zwei Gläser Porter ein. „Auf unser Glück,“ sagte er.

Die Männer nickten einander zu, tranken, und dann wandte sich William zu einer Gruppe am andern Ende des Schanztisches.

Aber der Alte erhob sich und tippte ihn auf die Schulter. „Einen Augenblick noch,“ sagte er, „dies ist der beste Tip, den ich je in meinem Leben gehabt habe. Ich habe nicht vergessen, wieviel ich Ihnen schulde, und wenn ich bei Ihnen gewinne, so kann ich Ihnen alles in Bausch und Bogen zurückzahlen. Wetten Sie zwanzig Pfund gegen eins mit mir.“

Der alte John blickte um sich, um sich zu vergewissern, ob auch keiner ihn hören könnte. Dann beugte er sich vor und flüsterte William den Namen des Pferdes ins Ohr.

„Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind,“ sagte William, „so möchte ich Ihnen schon lieber ein Pfund leihen, damit Sie die Wette auf Ihr Pferd wo anders machen können.“

„Würden Sie mir wirklich ein Pfund leihen?“

„Ihnen ein Pfund leihen?! — Und nachher kommen fünf erste Favoriten ans Ziel — nicht wahr? Ne—e—e! Sie scheinen mich wahrhaftig für Notzettel zu halten! Sie glauben, weil ich ein Wirtshaus habe, hab' ich auch die Tasche voll Geld; na, das ist aber durchaus nicht der Fall. Das Geschäft hier ist elend — einfach jammervoll — man sollt' es nicht glauben; und dabei kriegt man doch in der ganzen Nachbarschaft nichts annähernd so Gutes zu trinken wie hier bei uns.“

Der alte John hörte mit der gleichgültigen Miene eines Mannes zu, dessen ganzes Lebensinteresse sich auf eine Sache konzentriert und der von allem andern nichts wissen will. Esther fragte ihn, wie es seiner Frau ginge und seinen Kindern, aber eine Unterhaltung über dieses Thema war ihm stets unangenehm gewesen, und er übergang es auch heute mit wenigen Worten. Als Esther sich von ihm abwandte, beugte er sich rasch über den Schanztisch zu William hin und flüsterte erregt:

„So wetten Sie zwölf Pfund gegen zehn Schilling, ich werde es Ihnen sicher zurückzahlen können. In Dyford Street wird ein neues Restaurant eröffnet, da will ich mich um die Stelle des Oberkellners bewerben.“

„Bewerben? Ja, aber werden Sie sie auch kriegen?“ antwortete William etwas brutal. Er hatte nicht die Absicht, unfreundlich zu sein, aber sein innerstes Naturell war ebenso hart und schlicht wie ein weiß gecheuerter Küchentisch. Das Kinn des Alten sank herab in den ungestärkten Krügen und die altmodische Krawatte, und er blieb einsam sitzen und rauchte seine Pfeife weiter.

Esther sah ihn an; sie sah, daß es ihm schlecht ging, und sie mußte der großen, hageren Frau mit dem traurigen Gesicht gedenken, die sie weinend am Meeresufer getroffen hatte an jenem Tage, da Silberschwanz den Preis gewann!

Was mochte aus ihr geworden sein? In welcher Ecke Londons verbarg sie sich wohl? Und wo war der Sohn, dem Randal nicht erlaubt hatte, in das Haus der Barfields als Groom einzutreten, weil er ihn zu etwas Besserem bestimmt hatte?

Die Stammgäste begannen sich jetzt einzufinden. Esther begrüßte sie mit freundlichem Nicken und Lächeln. Sie nahm immer zwei Gläser auf einmal in die Hand und füllte sie mit Bier. Dann nahm sie kleine zinkene Maße, die sie aus einem kleinen Faß mit Whisky füllte. Sie kannte so ziemlich schon die Wünsche ihrer Kunden. Wenn sie mal einen Irrtum machte, ärgerte sie sich über sich selbst und murmelte vor sich hin: „Wie dumm!“ und Mr. Kettle amüsierte sich darüber, wie sie jeden Abend von neuem vergaß, daß er seinen Whisky lieber aus der Flasche trank. Er war der einzige unter den Gästen im „Kings Head“, der sich's erlauben konnte, Whisky zu sechs Pence zu trinken.

„Das müßte ich nun auch schon wissen,“ sagte sie.

„Na,“ erwiderte der kleine, dicke Butterhändler, „Irrtümer passieren ja bekanntlich auch in den besten Familien.“

In diesem Augenblick betrat ein kleiner, blondhaariger Mann das Lokal. Esther erkannte ihn sofort; es war „Ginger“, er hatte sich wenig verändert im Laufe der Jahre; war ein bißchen gelber, ein bißchen trockener geworden und sah ein bißchen weniger wie ein Gentleman aus.

William begrüßte ihn und sagte:

„Wollen Sie nicht hier herunkommen ins Privatzimmer? Da ist's angenehmer.“

„Ach, das lohnt kaum der Mühe, ich war drüben im Theater, und da dachte ich: Könntest mal rangehen, sehen, wie's hier geht. Wie ich sehe, haben Sie die alten Pferde noch nicht vergessen,“ fuhr er fort, als er die lithographierten Bilder von Silberschwanz und Summers Dean an der Wand hängen sah. „Ach, das war ein großer Tag, nicht wahr? Fünzig gegen eins; dreißig war das wenigste, was die Leute setzten, und der „Alte“ hatte ihm doch noch zwanzig Pfund mehr aufgeladen, als er zu tragen nötig hatte — erinnern Sie sich noch? Guten Tag, John; freut mich, Sie wiederzusehen; geht's Ihnen gut?“

Der alte Diener sah so schäbig und so heruntergekommen aus, daß Esther durchaus nicht erstaunt war, als „Ginger“ ihm nicht die Hand reichte. Sie dachte eben, ob er sich ihrer wohl noch entsinnen würde, und im gleichen Augenblick, da sie das dachte, reichte er ihr über den Schanztisch hinüber die Hand hin.

„Darf ich die Ehre haben, ein Glas mit Ihnen zu trinken?“ fragte William.

„Ginger“ hatte nichts dagegen, und William sagte Esther, sie möchte rasch eine Flasche Champagner von unten heraufholen.

„Ihr Wohl, Mr. Barfield!“ Sie tranken beide und die Unterhaltung wandte sich den Rennen der nächsten Woche zu.

„Ich weiß noch nicht viel von den Sachen in nächster Woche,“ sagte der alte John, „aber ich habe so etwas gehört — den Jeger — den wird ein Outsider gewinnen.“

„Haben Sie auf ihn gewettet?“

„Ich thäte es sicher, wenn ich das Geld dazu hätte; leider aber habe ich in der letzten Zeit Pech gehabt. Aber Ihnen, Herr, möchte ich den Rat geben, tüchtig drauf zu setzen. Es ist dies der beste Tip, den ich noch je in meinem Leben gehabt habe.“

„Wirklich?“ sagte „Ginger“, der sich dafür zu interessieren begann. „Dann will ich drauf setzen, und Sie sollen auch was setzen. Zum Henter, wenn Sie nicht auch ein bißchen dran

gewinnen sollen! Na, also nun raus mit der Sprache; William wird die Wette buchen; also, wie ist der Name?"

"Briar Rose aus dem White House-Stall."

"Ach was! Aber ich dachte doch —"

"Nein, nein, Herr, Briar Rose ist es — und kein anderer."

"Ginger" nahm die Zeitung auf.

"Fünfundzwanzig gegen eins sind schon auf Briar Rose gesetzt."

"Sehen Sie, Herr, schon gesetzt."

"Wollen Sie die Wette nehmen? Fünfundzwanzig halbe Sovereigns gegen einen?"

"Ja, ich nehm's."

"Ginger" zog einen halben Sovereign aus der Tasche und reichte ihm den Bookmaker hinüber.

Lächelnd reichte William ihm das Geld zurück.

"Ueber diesen Schanztisch rüber nehm' ich keine Wettgelder an — sind Sie aber naiv!"

"Aber wer weiß, wann ich Sie wiedersehe," sagte "Ginger", "das ist mir sehr unangenehm, es ist ja kein Mensch hier."

"Keiner außer dem Streichholzverkäufer und den beiden Blumenmädchen, sollte das nicht gerade genug sein?"

Ueber sein aschfarbenes Gesicht glitt ein Schimmer des Glückes. Von nun an gab es doch wieder etwas, wofür es der Mühe wert war zu leben. Jeder Morgen würde Nachrichten von den Pferden bringen, und während des Nachmittags konnte man sich die Zeit angenehm vertreiben mit dem Warten auf die Abendzeitung und der Unterhaltung im Gastzimmer. Wetten und Rennen bringt in manches Leben einen Strahl der Hoffnung hinein, das ohne das hoffnungs- und ziellos wäre.

XXXI.

Noch nie hatte ein Derbyrennen ein so fabelhaftes Interesse hervorgerufen wie in diesem Jahre. Vier berühmte Favoriten sollten konkurrieren, alle so ausgezeichnet, daß dem Publikum die Wahl wahrlich schwer ward.

Zwei zu eins wurde geboten und angenommen gegen Flyleaf (Vorsetzblatt), den Gewinner der zweitausend. Vier zu eins wurde geboten und angenommen gegen Signet-Ring (Siegelring), der von Flyleaf nur um eine halbe Kopflänge besiegt worden war.

Vier zu eins gegen Necklace (Halsband), den Gewinner der Middle-Park Plate und der tausend. Sieben zu eins gegen Dewberry (Brombeere), den glänzenden Gewinner der Newmarket Stakes.

Die Chancen dieser vier Pferde wurden nun jeden Abend bis tief in die Nacht hinein im "Kings Head" diskutiert.

"Ginger", der gelegentlich nach dem "Kings Head" kam, war ganz verliebt in Necklace und erklärte, es sei dies die schönste Mähre des Jahrhunderts. Man lauschte seinen Worten mit gespanntester Aufmerksamkeit, und eine wahre Totenstille herrschte im Lokal, während er beschrieb, in welcher Weise Necklace die tausend Pfund und die Middle Park Plate gewonnen hatte. Er würde sie zwar ein bißchen anders geritten haben als der betreffende Jockey, aber ein Steeplechase-Reiter hatte doch eigentlich kein richtiges Urteil über ein Rennen zu ebener Erde.

Hierauf erhob sich ein mißbilligendes Gemurmel, und der alte John brachte gewandt die Rede auf "Gingers" prachtvolles Reiten, damals als er auf Forcover den Liverpoolpreis gewann; wie er da den Trab des Pferdes, etwa sechzig Meter vom Ziel, plötzlich mähtigte, und dann mit einem letzten Wutend Säßen im Galopp den Sieg über den Jockey Jim Sutton, der bis dahin Kopf an Kopf mit ihm geritten war, um eine Kopflänge davontrug.

"Sie haben wohl schon sehr viele Rennen mit angesehen, nicht wahr, Mrs. Latch?" fragte "Ginger".

"O nein, noch kein einziges. Ich habe viel davon gehört, aber ich habe noch nie eins gesehen."

"Wie kommt das? Haben Sie keine Lust dazu?"

"Ja, das schon; aber sehen Sie mal, wenn mein Mann auf dem Rennplatz ist, eines von uns beiden muß doch hier im Geschäft bleiben."

"Und ich habe eigentlich noch nie daran gedacht," sagte William. "Wahrhaftig, Ethel, Du hast noch kein Rennen gesehen; möchtest Du nächste Woche zum Derby mitkommen?"

"Gerne."

In diesem Augenblick hielt der Schutzmann draußen an und guckte hinein. Aller Augen hefteten sich auf die Uhr, und Ethel sagte:

"Wir werden unsre Konzeption verlieren, wenn —"

"Wenn wir nicht machen, daß wir rauskommen," ergänzte "Ginger" den abgebrochenen Satz.

William entschuldigte sich.

"Es thut mir leid, Sie fortzuschicken zu müssen —" sagte er, "aber gegen das Gesetz ist eben nichts zu machen; es ist das gleiche für reich und arm. Und in der heutigen Zeit gehört nicht viel dazu, einen braven, ehrlichen Kerl um seinen Erwerb zu bringen."

"Trink schnell aus, Herbert."

"Nein, Walthers, heute giebt's nichts mehr zu trinken. Charles schließ die Seitenthür und laß keinen mehr herein. Na, Gentlemen, Gentlemen!"

Der alte John zündete seine Pfeife an und ging zuerst hinaus. William hielt die Thür offen für die andern. Wenige Minuten darauf war das Haus leer, dunkel und verschlossen.

Sie verschlossen die Schiebläden, schlossen die Fensterläden, spülten die Gläser aus und stellten sie weg und waren so wohl noch eine Stunde lang beschäftigt. Dann zündeten sie in dem kleinen Hinterstübchen ihr Licht an und begaben sich hinauf ins Schlafzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Indianer Nordamerikas einst und heute.

(Schluß.)

Eine fast allen Verträgen gemeinsame Bedingung war die Abtretung von Land, und mit jeder solchen Abtretung war naturgemäß eine mehr oder weniger umfangreiche Auswanderung der Indianer verbunden. Sie rückten zunächst in den ihnen verbliebenen Rest des Feindlandes zusammen und wurden dann in andre, weit entlegene und häufig klimatisch ganz verschiedene Gegenden gebracht, um hier denselben Prozeß noch einmal durchzumachen; schließlich wurden ihnen sogenannte Reservationen angewiesen, und auch diese wechselten sie häufig ein oder mehrere Male. Der Grund war immer derselbe: die von Osten nach Westen nachdrängenden Weißen verlangten Land und immer mehr Land.

Die Folgen dieses Wechsels und dieser Wanderungen sind leicht auszumalen. "Die schlimmste aller Ungerechtigkeiten," sagt S. J. Armstrong, Agent der Krähen-Indianer, in seinem amtlichen Bericht von 1885, "ist die, daß man immertwährend ihre Ansiedelungen abbricht und sie wieder in die Wildnis verlegt, nachdem sie einmal ein zivilisiertes Leben angefangen haben; und dies hat man fast jedem einzelnen Stamme angethan und in einzelnen Fällen zweier oder dreimal."

"Meine persönliche Beobachtung hat mich überzeugt," erklärt Oberst Dodge, "daß diejenigen Stämme, welche am häufigsten zum Wechseln ihrer Wohnsitze gezwungen worden sind, auch am meisten an Zahl abgenommen haben, und dies ohne Rücksicht auf das gesunde oder ungesunde Klima der Gegenden, in welche sie verlegt worden sind."

Auf den Reservationen standen die Indianer unter Aufsicht der Agenten; hier sollten sie die ihnen vertragsmäßig zustehenden Aufwendungen an Geld, Kleidung, Lebensmitteln, Ackergeräten usw. empfangen, hier sollten sie sich ansiedeln und das Leben des weißen Mannes beginnen. Die Reservationen durften sie nicht verlassen.

Die Geschichte der Indianeragenten aber stellt vielleicht den trübsten Punkt in diesem ganzen kranken System dar. Die Agenten waren Beamte der Vereinigten Staaten, erhielten ihre Stelle durch Einfluß ihrer Partei, einer kirchlichen Sekte oder durch Kauf und waren und sind bis in die neueste Zeit hinein fast durchweg eine verrottete Gesellschaft. "Die Klasse von Menschen, welche als Indianeragenten ausgewählt wurde, und die Art, wie man sie auswählte, ist immer eine Schande für die Regierung gewesen. Anstellungen als Indianeragent wurden offen von gewissenlosen Leuten gekauft; denn sie waren gewiß, daß sie diese einmalige Ausgabe durch Plünderung ihrer Schatzkassen reichlich wieder einbringen würden. Die Regierung war zu schwach oder zu gleichgültig, um diese und andre nichtsnutzige Kniffe zu verhindern. Trotz unsrer schönen und feierlichen Redensarten und wundervoll ausgeheckten Theorien, trotz unsrer Konferenzen und Arbeiten der christlichen und sittenverbessernden Gesellschaften, haben wir den Indianern gegenüber unsre Pflicht nicht gethan."

Ein Agent zu Silex, Oregon, beraubte die ihm anbefohlenen Eingeborenen um 50 000 Dollar, nahm dann als Oberst Dienst in der Armee, that riesig groß, sprach laut von Ausrottung der Eingeborenen als dem einzigen Mittel gegen das Indianerübel, und fand unter unsern einsichtigen und redlichen Bürgern manchen wärmen Verehrer."

Die größten Betrügereien erlaubten sich die Agenten bei Ausgabe der vertragsmäßigen Lebensmittel; diese entsprachen gewöhnlich weder der Quantität noch der Qualität nach den Bestimmungen der Verträge. Klagen hierüber findet man in der einen oder

anbren Form in vielen Berichten über das Reservations-System. Eine solche Klage kam 1864 aus der Sioux-Agentur zu Crow Creek: „Im Januar begann die Ausgabe von Suppe an die Indianer. Sie wurde in einem großen, hölzernen Bottich angefüllt und durch Dampf gekocht, den man vermittelt einer Röhre aus dem Dampfessel einer Sägemühle in den Bottich hineinfließ. Der Bottich war teilweise mit Wasser gefüllt, und in dieses wurden mehrere zerleinerte Rindsviertel und einige Säcke Mehl hineingethan. Herzen, Lungen und Eingeweide wurden dieser Mischung zugesetzt und im Anfange wurden noch einige Bohnen in den Bottich gethan; aber dieser Luxus hörte bald auf. Diese Suppe wurde einen Tag um den andern den Santee-Sioux ausgegeben und an den dazwischen liegenden Tagen den Winnebagos. Sie war äußerst unschmackhaft. An den Suppentagen wurde den Indianern kein andres Essen verabfolgt.“

Sie waren hochgradig unzufrieden und sagten, sie könnten von dieser Suppe nicht bestehen, worauf ihnen die Beamten erwiderten, sie sollten nur gehen, wenn sie wo anders leben könnten; aber die Ansiedlungen der Weißen dürften sie nicht betreten. Manche von ihnen verließen die Agentur, und einige gingen nach Fort Sully, andre nach Fort Randall, um sich Essen zu verschaffen. Nach einer Beschreibung, welche Samuel C. Hayes, Assistenzarzt im Militärdienst und damals in Fort Randall, von diesem Gericht, genannt Suppe, gegeben hat, scheinen die Indianer guten Grund gehabt zu haben, Crow Creek zu verlassen. Er sagt aus, daß in den Bottich Rindfleisch, Ochsenlöpfe, Eingeweide von Rindern, einige Bohnen, Mehl und Schweinefleisch hineingeworfen wurde. Ich glaube, in den Bottich wurden jedesmal zwei Fässer Mehl hineingeschüttet; dies geschah alle 24 Stunden nur einmal. Diese Masse wurde dann durch den Dampf eines Dampfessels, den man durch eine Röhre in den Bottich leitete, gekocht. War das geschähen, dann mußten alle Indianer mit ihren Pfesseln antreten. Das Essen wurde den Indianern vermittelt eines für diesen Zweck gemachten langstielligen Schöpföffels zugemessen. Ich kann nicht sagen, wie viel ein jeder Indianer erhielt. Diese Suppe war ungefähr so dick wie sehr dünne Hasergrütze. Die Indianer pflügten die dünne Masse abzugießen und aßen, was sich am Boden setzte. Beim Ausschöpfen belam ein Teil der Indianer die dünneren Bestandteile und ein Teil erhielt etwas Fleisch. Ich ging häufig vorbei, wenn gekocht wurde, und war oft bei der Essenausgabe zugegen. Das Essen hatte einen höchst ekelhaften Geruch. Es roch nach dem Inhalt von Rindseingeweiden. Ich habe nach der Essenausgabe den Satz am Boden des Bottichs gesehen, als man mit seiner Reinigung beschäftigt war. Der Satz roch wie verwesendes Fleisch. Einige Indianer wollten es nicht essen, und sagten, sie könnten es nicht, sie würden krank davon.

Eine immer wiederkehrende Bestimmung in den Indianerverträgen war die den Vereinigten Staaten auferlegte Verpflichtung, das Eindringen weißer Squatter in das Indianergebiet zu verhindern, und weiter das den Eingeborenen ausdrücklich zuerkannte Recht, mit solchen Eindringlingen zu verfahren, „wie es ihnen gut dünkt“ oder „wie sie es für richtig halten“. Die Regierung hat sich in nahezu jedem mit den Indianern eingegangenen Vertrage verpflichtet, das unerlaubte Eindringen der weißen Bevölkerung zu verhindern. In nicht einem einzigen Falle hat man sich bemüht, dieser Bestimmung der Verträge nachzukommen. Erlaubte sich nun aber der rote Mann, zu der ihm vertragmäßig zustehenden Selbsthilfe zu greifen und „wie es ihm gut dünkt“ einen der zahllosen Eindringlinge gewaltsam hinauszutwerfen oder gar hierbei ihn an seinem Eigentum oder seinem Leibe zu schädigen, so hatte er sicherlich in kurzer Zeit die ganze wüthendbeißende weiße Bevölkerung und die Armee der Vereinigten Staaten auf dem Halse; die „Missethäter“ wurden aufgehängt, der Stamm verlor gewöhnlich den Rest seines Landes, und die Vereinigten Staaten hatten einen neuen blutigen Indianerkrieg zu verzeichnen.

Trotz der Schnelligkeit, mit der die Indianer sich von der niedrigen Kulturstufe eines barbarischen Volkes zur Civilisation Ackerbau treibender Menschen emporschwangen, verlangten und bestanden die habgierigen Weißen darauf, daß „diese Wilden“ aus ihrer Mitte entfernt würden.

Es ist, so unglücklich es klingt, doch geschichtlich festgestellt, daß man absichtlich, um den roten Mann „klein zu kriegen“, die Blattern bei ihnen einführte. Ein andres bewährtes Mittel der weißen Kultur, um dem Verschwinden der Indianer etwas nachzuhelfen, waren die Skalp-Prämien. Aus diesem dunkeln Kapitel soll hier nur als Probe anglo-amerikanischer Gesetzgebung im fernem Westen ein Beschluß der gesetzgebenden Versammlung des Territoriums Idaho aus den sechziger Jahren Platz finden.

„Beschlossen, daß drei Männer beauftragt werden sollen, fünf- und zwanzig Männer für die Indianerjagd aufzusuchen, und daß diejenigen, welche sich selbst auszurüsten vermögen, eine bestimmte Summe für jeden mitgebrachten Skalp erhalten sollen, und daß diejenigen, welche ihre Ausrüstung nicht selber bestreiten können, auf Kosten des Komitees ausgerüstet werden, und daß der Aufwand hierfür ihnen wieder abgezogen werden soll, wenn sie Skalpe einliefern. Daß für jeden Skalp eines Wods (d. h. erwachsenen männlichen Indianers) 100 Dollar, für jedes Weib 50 Dollar, und für alles in Gestalt eines Indianers unter 10 Jahren 25 Dollar gezahlt werden sollen. Daß jeder Skalp die Skalplode besitzen muß, und daß jeder Mann eiblich erhärten soll, der besagte Skalp

sei von der Gesellschaft erbeutet worden.“ „Wenn wir solche Gefühle“, sagt Bancroft, „durch die gesetzgebende Versammlung eines unfrer jüngsten Territorien in einer solchen Sprache öffentlich bekannt gegeben sehen, dann können wir wohl über unser Volk vor Scham erröten. Nichts, was ich je über Schandthaten aller Art gelesen habe, hat mich derartig angewidert.“

Durch die gänzliche Ausrottung der Büffel in den Jahren 1872 bis 1874 und 1882 bis 1884 erlitten die Eingeborenen einen Schlag, der mehr als 60 000 Indianer vollständig ihrer Nahrung beraubte. In einem Gemehel, wie die Naturgeschichte kein zweites kennt und auch nie wieder kennen wird, wurde in den Jahren 1872 bis 1874 die südliche Büffelherde in einer geschätzten Stärke von 5 250 000 Stück ausgerottet, und in den Jahren 1882 bis 1884, nach Fertigstellung der neuen Pacific-Bahn, hatte die nördliche Herde dasselbe Geschid. Diese unglücklichen Schlächtereien entsprangen lediglich schänder und rücksichtsloser Geldgier, wurden geschäftsmäßig und offenkundig betrieben und gingen nur auf Erlangung der Felle, höchstens noch der Zungen aus. Die Kadaver verlamen oder wurden eine Beute des wilden Getiers. Die Regierung that nichts hiergegen und die Ausrottung der Büffel war eine so vollständige, daß es 1880 in ganz Nordamerika nur noch 635 wilde Büffel gab und von diesen nur 85 im Gebiet der Vereinigten Staaten. Hierzu kamen noch 456 in Gefangenschaft befindliche, so daß die Gesamtzahl der zu jener Zeit in Nordamerika vorhandenen Exemplare des *Bison americanus* 1091 betrug.

Die mannigfachen Frevelthaten des weißen Mannes haben denn auch schließlich ihren Zweck — die Ausrottung des Indianers — nicht verfehlt. Im Norden und Nordwesten der Vereinigten Staaten giebt es heute nur noch verhältnismäßig wenig Indianer, auf den Reservationen im ganzen 75 000. Arizona, wo die beiden großen Nationen der Apachen und Navajos leben, Idaho, Ollahoma und vor allem das Indianer-Territorium, westlich von Arkansas und nördlich von Texas, sind jetzt wohl die Gegenden, wo die meisten Nationen der Rothhäute zusammengedrängt sind. Besonders das Indianer-Territorium mit seinen 86 000 Indianern kann wohl als die gegenwärtige Heimat des roten Mannes angesehen werden, da es nur noch eine Frage der Zeit ist, daß die Indianer in den anderen Staaten entweder gänzlich ihre Stammeszugehörigkeit aufgeben oder in jenes Territorium gewaltsam übergesiedelt werden.

Aber auch in jenen Reservationen und Territorien werden die Indianer nach wie vor von den Indianeragenten in der schamlosesten Weise beschwindelt. Besondere Gesellschaften haben sich gebildet, die mit den Indianerländereien einen schwindehaften Handel treiben. Am wenigstens einen Teil der Verantwortung gegenüber den Indianern loszuwerden, hat Dunkel Sam, wie Dr. Gerhard mitzuteilen weiß, mit den „fünf Nationen“ des Indianer-Territoriums, den Cherokeees, Creeks, Chickasaws, Choctaws und Seminolen, welche zusammen etwa 84 000 Köpfe zählten und ein Gebiet von 19 776 000 Acres besitzen, ein Uebereinkommen getroffen, demzufolge spätestens mit dem 4. Mai 1906 ihre Sonderstellung als Stämme aufhört. Der kommunistische Grundtag geht zu Ende, und jedes Mitglied wird individuell für seine Existenz Sorge zu tragen haben, wie jeder andre Bürger auch. In dem Gebiet von zweien der Nationen, der Choctaws und Chickasaws, sind Vermesser der Regierung bereits an der Arbeit, Land, das für Städte oder zur Anlage von Bergwerken bestimmt ist, von dem für die Landwirtschaft bestimmten und den Indianern zuzuweisenden abzuteilen. Von den Mineralländern, in denen sich Kohlen- und Asphaltlager befinden, kommen 445 000 Acres zum Verkauf. Vorausichtlich werden die vorteilhaften Partien in den Besitz von Syndikaten übergehen, die schon ihre feinen Spürnasen darauf gerichtet haben. Daß das Eigentum in staatlichen Besitz übergehen sollte, anstatt monopolistischer Ausbeutung anheimzufallen, dafür fehlt leider den amerikanischen Staatsmännern vorläufig noch das Verständnis. Der Verkauf dieser Ländereien wird den Indianern nach konservativer Schätzung mindestens zwanzig Millionen Dollar einbringen, was immerhin für sie eine schöne Summe bedeutet. Da außerdem jedem Indianer eine Farm von 300 Acres Land im Durchschnittswert zusteht, so wird selbst der ärmste unter ihnen, der jetzt noch keinen Cent besitzt — die Mehrzahl aber sind sicher jetzt wohlhabende Gutsbesitzer — eine neue Existenz als seßhafter Mann mit einem Vermögen von mindestens 10 000 Dollar beginnen; es sind nämlich 11 610 605 Acres vorhanden, in welche sich 25 500 Choctaws und 6500 Chickasaws zu teilen haben. Wer dies liest, wird nun wohl auch verstehen können, warum so viele Weiße Indianerinnen, oft recht häßliche und alte Squaws, heiraten; das sind nämlich spekulative Abenteuerer, die sich auf diese Weise mühelos in ein warmes Nest hineinsetzen. Wie lange freilich die Herrlichkeit dauern wird, ist ungewiß, denn mit dem Tage des Verkaufs hört die Fürsorge der Regierung auf. Da dem Indianer dann das Recht zusteht, seine Erbschaft sofort zu veräußern, so liegt die Gefahr nahe, daß Spekulantenn sie um ihr Hab und Gut bringen werden, da die bisherigen Mündel doch nicht mit einem Schläge mündig werden. — J. Wiese.

## Kleines feuilleton.

Ik. Zwischen Stern und Pfingsten. Milde war der Winter gewesen, aber lange genug hatte er gedauert, um den Pflanzenwuchs des heurigen Frühjahrsanfangs um etwa zwei Wochen gegen das Vorjahr zurückzuhalten. Dann aber, um die Mitte des April, haben

wundervolle warme Tage in zauberhafter Schnelligkeit einen gewaltigen Umschwung vollbracht und die Verzögerung nicht nur eingeholt, sondern bei weitem überholt.

In einen ungeheuren, grünen, zarten Schleier haben die Äste und Wipfel des Laubwaldes sich getaucht. Nicht mehr so frei wie bisher strahlt die Sonne auf den Boden; sie hat auf ihrem Wege Milliarden junger Blätter zur vollen Größe heranzureifen und in dem Netze der Strahlen sonnen sich ungezählte weiße und gelbe Blütenkelche der weißen und gelben Anemonen, des Sauerflees und anderer Frühblumen, die zwischen den jungen, frischen Sprossen der Heidelbeer- und Zwergsträucher jetzt einen bunten Teppich über den Waldboden weben. Weißbuchen und Birken haben unter dem jungen Laube, das noch viele Falten zeigt, ihre Köpfe zum Blühen gebracht und nur die Spätaufsteher Buche und Eiche zögern noch.

Von einem Kranze leuchtend gelber Butterblumen ist der Waldweiser umringt; kaum ein stehendes Gewässer, das jetzt nicht den gleichen Schmuck zeigt. Die kleinen, grünen Scheibchen der Wasserlinse sind aus dem Grunde herausgelommen und beginnen bereits wieder eine schwankende, dicke Matte über den Wasserspiegel zu weben. Langbeinige Wassertreter huschen stoßweise darüber hin, Taumelkäfer ziehen ihre verhorrenen Kreise auf dem Wasser, und ab und zu plumpst ein aufgeschwulsteter Frosch klatschend in das feuchte Element. Nach kurzer Zeit rubet er mit hochgehobenem Kopfe wieder heran, um sich von neuem ein „Plätzchen an der Sonne“ zu suchen. Aber es wird ihm heute schwer gemacht. Denn eben haben wir unversehens eine zierliche Ringelnatter aufgeschwulst, deren Anblick den Frosch entsetzt wieder ins Wasser jagt. Nur die Furcht der Schlange vor dem Herrn der Schöpfung rettet ihn. Mit langen Windungen, den Kopf leicht über den Wasserspiegel gehoben, sucht sie das andre Ufer des Grabens zu gewinnen, um hier rasch im nächsten Loch zu verschwinden.

Und weiter regen sich ungezählte Knospen, aber mit dem Schwinder des Winters ist auch der Kampf ums Dasein von neuem aus dem Winterschlaf erwacht. Billionen von Lebewesen, die sich entfalten, um sich zu bekriegen! —

— Eine Goethe-Anekdote. Eine noch wenig bekannte, ergötzliche Episode aus Goethes Leben, die erste Begegnung des Dichters mit Tied, wird in der „Straßburger Post“ wie folgt geschildert: Tied hatte schon verschiedenes veröffentlicht und selber mehrere seiner Schriften Goethe zugesandt. Er konnte also annehmen, kein Unbekannter für ihn zu sein, und erlaubte sich deshalb, als er eines Tages in Weimar war, Goethe ohne weitere Empfehlung einfach in seiner Wohnung aufzusuchen. Ob Goethe gerade schlechter Laune war oder sich im Augenblick des Namens Tied nicht erinnerte, läßt sich nicht feststellen. Thatsache aber ist, daß er dem den Besuch anmeldenden Diener den Auftrag erteilte, den fremden Herrn abzuweisen. Er besann sich jedoch sofort eines andern, rief den Diener zurück und trat selbst in das Vorzimmer. „Sie wünschen mich zu sehen?“ fragte er den sich ehrerbietig vor ihm Verneigenden. „Gewiß, Herr Geheimer Rat.“ antwortete Tied. „Nun, so sehen Sie mich,“ sagte Goethe, indem er sich langsam und majestätisch um seine Achse zu drehen begann. „Haben Sie mich gesehen?“ fragte er, als er seine Drehung beendet hatte. „Unzweifelhaft,“ antwortete Tied, der sich von seiner anfänglichen Verblüffung bereits wieder erholt hatte. „Nun, so können Sie wieder gehen,“ sagte der Olympier, indem er sich selbst würdevoll umwandte, um in sein Zimmer zurückzukehren. „Noch einen Augenblick, Herr Geheimer Rat, wenn ich bitten darf?“ rief Tied ihm nach. „Was wünschen Sie noch?“ fragte Goethe unwillig. „Nur eine Kleinigkeit,“ antwortete Tied, indem er mit der Hand in die Tasche fuhr. „Was kostet die Besichtigung?“ Die Antwort auf diese famose Frage war die Einladung an Tied, zu bleiben und ein Freundschaftsverhältnis, das auch dann noch fortdauerte, als Goethe von der romantischen Schule nichts sonderliches mehr wissen wollte. —

**Kunst.**

e. s. Ausstellung im Künstlerhause. Die Kunsthandlung Ernst Arnold in Dresden veranstaltet eine Ausstellung Englischer Radierungen im Künstlerhause. Es sind ungefähr vierhundert Blätter. Und in dem etwas gequält und geschraubt klingenden Vorwort des Kataloges, das Hans W. Singer schrieb und das leider ein wenig zu sehr den geschäftsmäßig routinierten Standpunkt hervorhebt, wird nachdrücklich versichert, wie eigenartig und wertvoll eine solche noch nie dagewesene Ausstellung ist. Ohne Motivierung wird eine solche Schwarz-Weiß-Ausstellung als höchst neu hingestellt und gegen die dekorative Ausgestaltung einer Ausstellung, wie sie sonst üblich ist, Front gemacht. Weides ist in dieser Uebertreibung sinnlos. Gerade von Dresden ging die neue Art, alle Künste einheißlich zu einem Niveau zusammenzuführen zu lassen, aus und reformierte das Ausstellungswesen. Andererseits wird jeder einer Schwarz-Weiß-Ausstellung eine besondere Stellung einräumen. Wir haben solche schon seit einigen Jahren in den Frühjahrsausstellungen der Seceffion, und es braucht nicht die Trommel dafür gerührt zu werden, da sie sich als sehr beliebt bald auswies und sich regsten Besuches erfreute. So wirkt diese gewollte Unkenntnis, die für diesen einen Fall künstlich benutzt wird, etwas kindlich und unreif. Hans W. Singer hätte andre, sachlichere Worte finden oder diese Worte unterlassen müssen. So wirkt auch fernherhin sein Erstaunen, das er in die Worte faßt:

„Diese Leute können alle radieren“, etwas komisch. Denn könnten sie das nicht, so wären sie ja nicht in dieser Ausstellung, die der englischen Radierkunst gewidmet ist. Und gar so selten ist doch diese Kunst nicht, daß schon das bloße Handhaben des Technischen Staunen abnötigt. Auf diesem Wege erreicht es dann Hans W. Singer, der französischen und deutschen Radierung eine kleinen Fußtritt zu geben. Der Mangel der Engländer wird Vorzug, und mit verstärktem Stimmenaufwand singt Singer sein Schlußlied, das lobend dieser einzigen Veranstaltung des Dresdener Kunstgeschäfts gilt. Vergnügt rasselt die Reklametrommel in Worten, die vielleicht in einer Kleinstadt Eindruck machen. Hier sagt man: stehen diese Künstler wirklich so hoch, wie sollten sie dieses Herolds bedürfen, der ihre Sache so wenig künstlerisch führt? Und der Eindruck des Geschäftsmähigen verstärkt sich.

Die Sammlung englischer Radierkunst, die sehr reichhaltig und beinahe vollständig ist, bietet in der Gesamtheit das Bild respektabler technischer Höhe. Diese Künstler lernten in aller Ruhe, unbeengt von eignem, innerem Drängen, was es von den Vergangenheiten technisch zu lernen gab. Aber viel mehr als dies sieht man nicht. Es ist eine feine Auslese künstlerisch bildender Faktoren, aber das Eigene, Raffige zeigt sich nur in dieser fein auswählenden Note des Geschmacks. Wo diese Künstler geschmackvoll benutzen, suchen wir seelische Tiefen zu ergründen. Das eine mag dem andern gleich stehen. Primärer erscheint mir unsre Art und auch fruchtbarer. Auch wir lernten; das beweisen unsre Schwarz-Weiß-Ausstellungen der Seceffion, und wenn man manchen Modeschund, der dort mitging, in Abzug bringt, so blieb immer noch ein Niveau, das nicht zu verachten war. Und gegen die Fülle der Versuche bei uns erscheinen diese Engländer wohl ruhiger, sachlicher, vornehmer, aber auch blutleerer. Diese Reise ist für sie Vorteil, zugleich aber auch Nachteil.

Allerdings tritt diese Kultur nicht so vorherrschend uns entgegen, daß sie aufdringlich wirken könnte. Sie hält sich zurück. Diese Reise bündigt sich. Doch scheint Vändigung hier zu viel gesagt. Bei solchen künstlerischen Fragen stellt sich oft heraus, daß der am weitesten marschiert, der am wenigsten an eigener Fülle trägt, vorausgesetzt, daß er künstlerischen Intellekt hat. So ist bei vielen der Mangel an eignem, innerem Drängen ein Mittel, um weiter zu kommen, als andre, die suchen und alles Mögliche wollen. Wer nichts will, erreicht mit der Beherrschung des Technischen leicht mehr. Nie werden diese Künstler zu sehr persönlich. Sie stehen eben dieser persönlichen Kunst der Radiernadel zu fern. So begnügen sie sich mit der Technik, und das Resultat ist ein respektables Niveau. So wie man sich den Engländer vorstellt! Nüchtern handhabt er die Technik. Aber Eigenes? Das eintönige, gleichmäßige Niveau frappt als Ganzes. Im einzelnen suchen wir vergeblich die Charaktere. Denn nirgends sind solche Stücke zu sehen, die Offenbarung wären für eine seelische Tiefe. Nur Handhabung, Geschmack.

Dies befriedigt also im ganzen als Endresultat. Aber daraus einen bewußten Vorteil machen wollen, wäre zu weit gegangen. Auch die deutschen Radierer sind keine Wanaufen. Und England kann uns wohl interessieren, doch kann es uns wenig sagen. Jedes Volk repräsentiert sich in seiner Eigenart in seiner Kunst und seinen Künstlern in seiner Weise. Und wenn bei den Engländern mehr Uebereinstimmung und Gleichheit des Niveaus und Eleganz herrschen, so mag das sein und sie mögen es haben. Niemand wird das abstreiten. Dafür haben wir ein andres. Wir besitzen in unsrer Vielfältigkeit, die vielen Möglichkeiten nachstrebt, ein andres, das uns wieder niemand abstreiten kann. Und mir scheint das fruchtbarer zu sein. —

**Notizen.**

— Eine der ersten Nobilitäten des Lessing-Theaters, unter Brahms' Direktion, wird Frank Wedekinds neuestes Werk „Hidalla“ sein. —

— „Der Prügeljunge“, ein Einakter von Hans L'Arronge, ist von Dr. Zidel für das neue Lustspielhaus angenommen worden. —

— Die Aufführung der Sophokleischen „Elektra“ durch den Akademisch-litterarischen Verein, die am Sonnabend stattfinden sollte, ist verschoben worden. —

— Sarah Bernhardt hat von 1867 bis 1892 sechsineinhalb Millionen Franks verdient. —

— In Wien hat sich eine Brahms-Gesellschaft gebildet. —

— Zwei neue Alpengärten will die Naturforschende Gesellschaft in der Schweiz anlegen. Der eine Garten soll auf Nigischcheideck, 900—2000 Meter über dem Meere, der andre auf dem Pilatus, über 2000 Meter, Höhe eingerichtet werden. Man will damit Sammlungen für das Studium der Alpenflora anlegen, die für den Botaniker das bedeuten, was die biologischen Stationen für den Zoologen oder für den Meerforscher sind. Weiter sollen die Alpengärten die Aufgabe haben, für die Erhaltung stark verfallener Alpenpflanzenarten zu sorgen. Die Anlagekosten für den ersten Garten betragen 10 000 Fr.; sie sollen durch Sammlungen aufgebracht werden. —